

# Ärztinnenblatt

Sehr geehrte Damen und Herren der Redaktion, mit sehr viel Freude habe ich Ihr Heft 8/2019 aus dem Briefkasten gezogen. Endlich, aus dem Ärzteblatt wird das Ärztinnenblatt, wie innovativ – so war mein erster Gedanke. Nachdem mir aber klar wurde, dass das Heft wohl nur so heißt, weil es diesmal ausschließlich um Frauen geht, verflog mein Enthusiasmus wieder. Ob das sogenannte Gendern wirklich in jedem Artikel durchgehalten werden muss, darüber

kann man sich streiten, aber wäre es nicht allerhöchste Zeit das Ärzteblatt in Ärztinnenblatt umzubenennen, schließlich ist ja so mehr als die Hälfte korrekt angesprochen.

Dr. med. Eva Pelz, Dresden

Liebe Redaktion, mit dem Ärztinnenblatt haben Sie mich überrascht. Gern möchte ich etwas ausführlicher über meine Reaktion schreiben.

Beim Blick in den Briefkasten also zunächst ein herzlicher, schallender Lacher. Dann stellten sich mir die Fragen: Warum bekommt ein männlicher Leser ein Ärztinnenblatt? Sollten wir unsere Energie in Medizin und Gesellschaft nicht für dringendere Probleme einsetzen als für die sprachlich verschiedenen Varianten gendergerechter Sprache mit all ihren Tücken?

Angesichts der beeindruckenden Biografien der interviewten Ärztinnen ergeben sich weitere Fragen: Warum

wurden ausschließlich Frauen mit Spitzenkarrieren ausgewählt, und nicht auch die alleinerziehende Assistenzärztin? Oder gar die Krankenschwester auf der Intensivstation oder im ambulanten Pflegedienst, die ja für das Gesundheitssystem ebenfalls unverzichtbar ist?

Meines Erachtens sollte reflektiert werden, warum die Erwerbsbiografien im hervorgehobenen Kasten offenbar als der eigentliche Erfolg wirken sollen – während die Themen von Familie und Kindern eher fokussiert werden auf das organisatorische Management, dies trotz Karriere noch zu ermöglichen? Wäre nicht auch zu fragen, ob und welche Emotionen und Bedürfnisse bei Kindern der Ärztinnen, ihnen selbst und ihren Partnern vielleicht zu kurz kamen? Warum bemerken Frauen so wenig, dass sie gerade in ihrer Rolle als Mutter und Hausfrau in der Erwerbsgesellschaft massiv diskriminiert werden, weil häusliche Tätigkeit ohne Geldtransfer keine Wertschätzung erfährt? Führt die willige Akzeptanz der Doppelbelastung zu einer wirklichen Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen, Müttern und Vätern?

Ist es ein Wunder, dass angesichts der Unterbewertung von Mutterschaft in der Gesellschaft und angesichts des Kindes als Armutrisiko im materiell reichen Deutschland circa 100.000 Schwangere pro Jahr sich für einen Schwangerschaftsabbruch entscheiden? Gehören solche fatalen ethischen Zustände, ihre Ursachen und Folgen nicht auch in ein Ärztinnenblatt?

Sollte also besser soziologisch tiefer geschürft und gefragt werden, was in einer Gesellschaft krank ist, in der in den Medien und der Öffentlichkeit unter „Kinderbetreuung“ fast immer nur die hoch subventionierte Fremdbetreuung verstanden wird – und offenbar vergessen wird, dass auch KITA-Kinder die überwiegende Lebenszeit in der Obhut der Eltern verbringen? Sind

die millionenfachen Haushalte mit Kindern nicht vielleicht sogar die wichtigsten Unternehmen im Lande und elterliche Liebe die wichtigste Ressource für die Zukunft der Gesellschaft?

Sollte angesichts der fünfstelligen Zahl benötigter KITA-Erzieher (laut Bertelsmann-Ländermonitor) und der sozialpädiatrisch kaum akzeptablen Betreuungsschlüssel in sächsischen KITAs in solchem Heft nicht auch gefragt werden, ob die meist zu Lasten der Mutter gehende „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ nicht eher beschönigend ist und langfristig viele psychosoziale Defizite bei Kindern und ihren Eltern befürchten lässt, deren Reparatur teuer und kaum vollständig möglich ist? Sind „Doppelkarrierepaare“ also wirklich „Lebensstilpioniere“ (siehe Buchrezension im „Ärztinnenblatt“, Heft 8/2019, S. 40)?

Wie krank ist eine Gesellschaft, in der Kinder fast ausschließlich als Privatsache ihrer Eltern wahrgenommen werden – und nicht als Voraussetzung für die Zukunft aller? Welche Folgen hat dies für Demografie, Generationenvertrag et cetera?

Der frühere Präsident des Bundesverfassungsgerichts Wolfgang Zeidler hat es 1984 provokativ verdeutlicht: „In jedem Wolfsrudel gilt selbstverständlich die Instinktregel, dass die Aufzucht des Nachwuchses vorrangige Aufgabe für alle ist. Doch unser hoch organisiertes Staatswesen verfügt nicht mal über den Verstand eines Wolfsrudels.“ Ein ganzheitliches Paradigma in der Medizin sollte gerade in der alternden Gesellschaft mahndend auf grundlegende Lebensweisheiten hinweisen – wie in der Bibel treffend formuliert wird: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“ (Ps. 90,12)

Es geht also nicht um ein Plädoyer für die Frau am Herd – sondern um die

gleichberechtigte Wertschätzung der für die Zukunft der Gesellschaft unverzichtbaren Familienarbeit. Laut Statistischem Bundesamt übersteigt der Umfang der unbezahlten Arbeit in Deutschland sogar den der Erwerbsarbeit, auf die man den Begriff „Arbeit“ im Allgemeinen reduziert.

Das widerspricht der eigentlichen Bedeutung von Arbeit als sinnvolle Tätigkeit. Die Folgen sind enorm: Familienarbeit als Voraussetzung für die Zukunft der Gesellschaft wird massiv unterbewertet, während umgekehrt sogar lebensfeindliche Tätigkeiten, wie Finanzspekulation oder Waffenproduktion profitabel sind und somit geradezu grotesk zur Voraussetzung für existenzsichernde Lebenshaltung und Familienarbeit werden.

Wer wäre in solchem Umfeld besser geeignet als Ärztinnen beziehungsweise ein Ärztinnenblatt, sich als engagierte Anwältin für das Leben und als Kritikerin lebens- und zukunftsfeindlicher Anreize im Wirtschafts- und Sozialsystem einzusetzen?

Die formulierten Fragen können nur einen Teil der komplexen sozialen Probleme andeuten. Sie sollen und können nicht schnell beantwortet werden, aber ermutigen zum unabhängigen und verantwortlichen Denken und Handeln abseits der Klischees der vermeintlichen Gleichstellung von Frau und Mann in der arbeitsteiligen Erwerbsgesellschaft. Die von vielen Leserinnen gewünschte jahrelange Umbenennung in „Ärztinnenblatt“ lenkt davon eher ab, während eine alleinige Berufsbezeichnung Arzt dem wirklichen Respekt vor der Lebensleistung von Ärztinnen nicht im Wege steht. ■

Mit freundlichen Grüßen

Dr. med. Heinrich Günther, Dresden